Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Wie steht's in Süd-Afrika.

Nach De Wet's Gefangennahme.

Der Aufstand der Buren ist noch nicht beendet.

Das Amsterdamer „Algemeen Handelsblad" veröffentlicht einen Brief seines Korrespondenten in Pretoria, der ungleich manchen früheren Briefen dieses Korrespondenten von der englischen Zensur durchgelassen worden ist und der, wenn er auch schon vor einem Monat, nach der Gefangennahme De Wets geschrieben ist, dennoch als Stimmungsbild Interesse verdient. Der Korrespondent klagt im Anfang seines Briefes über die Schwierigkeiten, die der Zensor einer geregelten Berichterstattung macht und wundert sich über das, was ihm als zu gefährlich von der Zensur zurückgegeben worden ist. Er giebt keinen Bericht über die Gefangennahme De Wets selber, sondern würdigt nur im allgemeinen das Ereignis. Er glaubt nicht, daß das letzte Wort in dieser Geschichte bereits gesprochen ist. Namentlich zweifelt er an der Treue der Berichte über die Gefangennahme selbst. „Ich glaube," schreibt er, „daß später eue Thatsachen bekannt werden, andere als die, welche jetzt veröffentlicht worden sind, und daß vielleicht dann ein noch etwas anderes Licht auf diese ruhestiftende Gefangennahme fallen wird. Welche Formen diese Gefangennahme haben wird, muß erst die Zeit lehren. Eingeweihte zählen das Ende der Rebellion nur nach Tagen. Leute dagegen, die den afrikanischen Charakter und insbesondere den der „protestirenden Bürger" kennen, sind nicht so optimistisch gestimmt und sagen, daß der Aufstand noch kein Ende hat.

„Die Position der Regierung beneide ich nicht. Was soll sie mit De Wet beginnen? Todtschießen geht nicht, dann ein Sturm der Entrüstung würde sich erheben und die eben gedämpfte Rebellion würde aufs neue ausbrechen. Der Afrikaner ist in dieser Hinsicht ein wunderlicher Kerl. Was haben alle strengen Maßregeln von Lord Roberts und Lord Kitchener während des Krieges genutzt? Nichts. Im Gegentheil! Sie ließen die Leute, die schon ruhig auf ihren Farmen saßen, die Waffen wieder aufnehmen und der Krieg schien sich bis in's Unendliche zu verlängern. Dieselbe Wirkung würde auch die Exekution eines Nationalhelden wie De Wet haben, der trotzdem, was er jetzt gethan hat, doch unter seinen eigenen Landsleuten nichts von seinem Nimbus verloren hat. Und die Engländer in Süd-Afrika — natürlich sind ihre Gefühle gegenüber dem Helden so manches berühmten Zuges von nicht freundlicher Art. Sie werfen ihm vor allem den Bruch seines Treueides vor. In Kuruman hat die Bevölkerung gejauchzt, als der gefangene De Wet dort auf den Zug gebracht wurde. In Johannesburg ist seine Ueberbringung nach der Festung ohne jede Kundgebung verlaufen. Aber man hat auch zuviel Ehrfurcht vor der Person De Wets empfunden, um ihn in's Gesicht hinein zu beleidigen, so lassen doch die Gefühle deutlich im Kinematograph an den Tag, wo man seine Ueberbringung nach Johannesburg zeigt. Dort giebt es ein Jubeln und Heulen von Anhängern und Gegnern.

„Und De Wet selbst? Einer der Offiziere, die ihn gefangen genommen hatten, erzählte mir, daß De Wet über ihn hinwegsah. Er war der Hauptgeneral und sie waren bloß untergeordnete Kommandanten und Offiziere. Er war ungebrochen und ging mit erhobenem Haupte in sein Gefängnis. Als er sich dem Kommandanten Jordaan übergab, weil er sah, daß keine Rettung mehr möglich war, sagte er zu ihm, er habe ein ordentliches Stück Arbeit geleistet und er wünsche ihm Glück dazu. Natürlich sind die holländisch sprechenden Afrikaner über den Fall ihres Nationalhelden sehr betrübt, und dieses Gefühl ist allgemein, welche Partei sie auch erwählt haben.

„Glaubwürdige Leute, die auf Seiten der Regierung an den Kämpfen mit den Rebellen theilgenommen haben, erzählen Stückchen, die ein gelungenes Licht auf die Beweggründe fallen lassen, aus denen heraus manche Aufständige kämpfen. So wird erzählt, daß bei einem Gefecht in Virginien gegen General De Wet ein Mann ruhig dasaß und rauchte, mit seiner Büchse auf dem Rücken. Die Regierungstruppen ritten öfters an ihm vorbei, ohne daß er sich dadurch auch nur im geringsten stören ließ, und nur ganz im Anfang, bevor er seine gemütliche Stellung eingenommen hatte, hatte er einige Male auf einen Offizier getnallt. Als der Kampf zu Ende war, schickte Oberst Badenhorst einen seiner Offiziere zu dem bedächtigen Raucher und ließ ihn fragen, wo er denn eigentlich her wäre. „Oh, ich gehöre zu Euch." Diese Antwort genügte nun dem Oberst nicht; wiederum sandte er also einen Offizier mit der Frage hin. Wiederum dieselbe Antwort. Um aber doch schließlich zu wissen, woran man war, forderte man den Raucher auf, den Namen seines Führers zu nennen. „Christian de Wet," sagte er zu den zwei Leuten, die zu ihm gekommen waren. „Wetter, dann aber mal fix „Hands up"," rief einer von den beiden ihm zu, ohne jedoch mit der Mündung seiner Büchse den Worten den üblichen Nachdruck zu verleihen. „Was, ich soll „Hands up" spielen," rief er, „Ihr hebt jetzt so rasch wie möglich mal die Hände in die Höhe," und mit diesen Worten ging er sofort in Anschlag auf die beiden. Sie waren ihm ja nun auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, aber erkannten gleichzeitig, daß er wohl nicht so recht zu wissen schien, um was die ganze Sache ging (d. h. warum er überhaupt im Felde stand). „Probir's nur," riefen sie ihm zu. „Kamerad, richte doch kein Unglück an." Und nun erfolgte eine Erklärung von der einen und von der anderen Seite, deren Ergebnis die Feststellung war, daß der brave Mann geglaubt hat, es ginge unter Leitung De Wets für die Regierung gegen die Deutschen. Und auf die Frage, warum er denn gleich im Anfang des Kampfes auf einen von ihnen geschossen hätte, hatte er die naive Antwort: „Weil ich sah, daß der Offizier einen Helm trug."

Alle Decken für's Heer.

General v. Kessel hat folgenden Befehl ausgegeben: Für das Gebiet der Stadt Berlin und der Provinz Brandenburg ordne ich hiermit an:

Sämmtlichen Fabrikanten und Händlern ist die Veräußerung der bei ihnen lagernden eigenen und fremden Bestände, sowie der eigenen bei Spediteuren und in Lagerhäusern lagernden Bestände an wollenen, wollgemischten, halbwollenen und baumwollenen Decken, sowie an Filzdecken — soweit nicht die Stücke nachweislich zur Ausführung eines unmittelbaren Auftrages einer Heeres- oder Marine-Dienststelle bestimmt sind — bis auf Weiteres verboten. Die Fabrikanten und Händler haben dem Königlichen Oberkommando in den Marken eine Aufstellung dieser Bestände einzureichen, soweit es sich um mindestens 50 Stück insgesammt handelt.

* * *

Der letzte Gruß der „Nürnberg".

Eine vom Kommandanten des Pathenschiffes der Stadt Nürnberg an den Magistrat gerichtete Feldpostkarte ist vervielfältigt worden. Die Vervielfältigung weist die genauen Schriftzüge des tapferen Kapitäns und eine Abbildung des Kreuzers auf. Die Karte, die den Stempel „Kais. Deutsche Marine-Schiffspost, 3. Nov. 1914" trägt, erreichte Nürnberg am gleichen Tage, als Oberbürgermeister Dr. Geßler im Magistrate die Trauer der Stadt über das Geschick des Kreuzers zum Ausdruck brachte. Die Vervielfältigungen werden zum Preise von 15 Pfennig für das Stück beim Hausmeister des alten Rathhauses abgegeben. Jeder Nürnberger wird sich wohl eine solche Karte als Erinnerung kaufen, und er thut damit noch ein gutes Werk, denn der Reingewinn aus dem Verkaufe der Karten wird an die Hinterbliebenen der Schiffsbesatzung abgeführt.

* * *

Anleihe der Stadt Lemberg.

Die russische Regierung ermächtigte die Stadt Lemberg in Galizien zur Aufnahme einer Anleihe von einer Million Rubel. (Und wieviel würde die Stadt Lemberg von dieser Million erhalten, da die Russen dort das Kommando führen. Anm. d. Red.)

* * *

Britische Gewerkschaftler gegen Rußland.

Eine Konferenz der britischen Gewerkschaften in der Memorialhall in London beschloß einen Protest gegen die Verfolgung und Verurtheilung russischer Gewerkschaftsführer. Die Konferenz fordert Sir Edward Grey auf, bei der russischen Regierung zugunsten der Verurtheilten zu interveniren und auf eine Behandlung der Gewerkschaften zu dringen, die den Prinzipien der Freiheit und Gerechtigkeit entspreche, wofür, wie man annimmt, die Verbündeten kämpfen.

* * *

Die Kriegsgefangenen in Gibraltar.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt: Beim Auswärtigen Amt liefen Klagen ein, daß den deutschen Kriegsgefangenen in Gibraltar verboten sei, in deutscher Sprache zu korrespondiren. — Die Angelegenheit wurde durch Vermittlung einer neutralen Macht bei der britisch n Regierung zur Sprache gebracht. Darauf ist die Antwort eingetroffen, daß den Kriegsgefangenen der Gebrauch der deutschen Sprache gestattet und ihnen nur anheim gestellt worden ist, sich der englischen Sprache zu bedienen, falls sie Verzögerungen bei der Censur ihrer Briefe vermeiden wollen. Ebenso können sie Briefe in deutscher Sprache empfangen, jedoch ist ihnen nur erlaubt, wöchentlich zweimal Briefe abzusenden, die nicht mehr als zwei Seiten umfassen dürfen.

Herstellung von Gräbern bei Limanowa.

„Galante" Franzosen.

Deutsche Frauen in französischer Gefangenschaft.

Kolonisten von Marokko werden in schmutzige Lager gebracht, von Außenwelt abgeschnitten, ohne genügende Nahrung und ärztliche Behandlung.

Dieser Tage sind die letzten noch in Sebdu (Algerien) gefangen gehaltenen Frauen der aus der französischen Zone Marokkos dorthin gesandten deutschen Kolonisten in die Heimath zurückgekehrt. Aus den Aufzeichnungen einer dieser Frauen veröffentlicht die „Kölnische Zeitung" einen Auszug. Da der im großen und ganzen schon bekannte, für Frankreich schimpflichste aller Vorfälle, der Ueberfall der in Oran eintreffenden wehrlosen Deutschen durch die Franzosen, in den Aufzeichnungen nur gestreift wird, so sei nach Erzählungen der jetzt eingetroffenen Frauen nochmals hervorgehoben, daß sich bei diesem Ueberfall französische Offiziere besonders ruchlos benommen haben, daß sie ihre Soldaten und den Pöbel zu dem Ueberfall angestachelt haben. Als ein Deutscher leblos, viele andere schwer verwundet und unfähig, zu gehen, am Boden lagen, und eine deutsche Frau ihren verwundeten Mann mit einem Schluck Wasser erquicken wollte, da war es ein französischer Offizier, der sie beiseite stieß! — An den damals erlittenen Verletzungen haben viele der in Sebdu gefangenen Deutschen bis heute zu leiden. Besonders schrecklich ist die Fahrt der Deutschen gewesen, die man aus Oran wieder nach Casablanca zurückgesandt hat, um sie dort vor ein Kriegsgericht zu stellen. Gefesselt und in den Laderaum gesperrt, drohten sie, als man die Luken schloß, zu ersticken. In Casablanca erwartete sie eine ungeheure Menschenmenge, die die unflätigsten Schmähungen gegen sie ausstieß. In Oran und Casablanca wurden sie wie die schwersten Verbrecher in tiefen Verliezen untergebracht. Es sei bemerkt, daß diese nach Casablanca zurückgebrachten Deutschen gerade diejenigen waren, die den größten Landbesitz hatten und das größte Ansehen bei den Eingeborenen genossen. Lyauteys hat in einer Ansprache an die Marokkaner betont, daß der deutsche Einfluß in Marokko gebrochen, ein Theil der Deutschen ausgewiesen (nach Oran geschleppt), ein Theil in Casablanca im Gefängnis sei, ihr gesammter Besitz sei beschlagnahmt. — Hier ist klar gesagt, zu welchem Zweck jene Kriegsgerichts-Komödie in Szene gesetzt worden ist; sie sollte den Einfluß der Deutschen in Marokko brechen, für die Beschlagnahme ihrer Besitzthümer einen Schein des Rechts schaffen. Die genannten Deutschen hat man in Ketten in Casablanca den deutschen Schutzgenossen vorgeführt und dabei gesagt: „Seht, wie weit es mit Deutschland gekommen ist!"

Ein Todesurtheil ist bisher in Casablanca vollstreckt worden, dasjenige gegen den deutschen Postbeamten Seyffert — wegen „Spionage". Worin bestand diese ihm vorgeworfene Spionage? Vor dem Kriege — alles, was den Deutschen vorgeworfen wird, liegt vor dem Kriege — hatten die Franzosen bei Tafa die Köpfe in dortigen Gefechte gefallener Marokkaner zur Abschreckung für die Stämme öffentlich auf Pfählen ausgestellt. Eine von diesem Dokument französischer verdeckter Thätigkeit angefertigte Photographie gelangte in mehreren Exemplaren nach Casablanca. Ein Fremdenlegionär schickte an Herrn Seyffert ebenfalls einen Abzug. Als die Verbreitung des Bildes bekannt wurde, setzte die französische Militärbehörde die Todesstrafe auf seinen Besitz. Der Krieg brach aus, die Deutschen wurden verhaftet — in den Papieren des Herrn Seyffert fand man das Bild, vermuthlich mit einem Begleitwort des Legionärs. Am Steinbruch bei Casablanca hat man Beide erschossen. Als Mann ist Seyffert gestorben: „Lebt wohl, Kameraden!" so verabschiedete er sich gefaßt und würdig von den Leidensgefährten, und die Binde, die man ihm um die Augen legen wollte, wies er zurück. Zwar nicht erschossen, aber gemordet durch die Franzosen wurde Herr Dr. D., ein betagter, kränklicher Arzt, der, ebenfalls nach Casablanca zurückgebracht und freigesprochen, gleich nach Rückkehr ins Gefangenenlager von Sebdu den überstandenen Schrecknissen erlag, nachdem er kaum Zeit gehabt hatte, seine Leidensgeschichte zu erzählen. Aus dem nun folgenden Bericht der deutschen Frau ist gleichfalls zu entnehmen, ob es angebracht ist, gerade gegen Frankreich Nachsicht und Bedauern aufkommen zu lassen: „Es war im November des zu Ende eilenden Jahres. Wir saßen kriegsgefangen in dem algerischen Bergnest Sebdu und lasen in einer französischen Zeitung, die ein glücklicher Zufall in unsere Hände gespielt, den Brief eines französischen Arztes, der das Leben französischer Kriegsgefangener in Deutschland behandelte. Wir lasen — und konnten uns eines Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren. Die gefangenen französischen „Soldaten" saßen bei elektrischem Licht und Zentralheizung, bekamen eine auskömmliche Kost und erfreuten sich einer humanen Behandlung. Und wir? Wir waren keine Soldaten, sondern Frauen, Kinder und Männer; keine Kriegsgefangenen, die man mit der Waffe in der Hand wehrlos gemacht hatte. Man hatte uns die Heimath genommen, die fernab vom Schauplatz des Krieges lag, uns von Haus und Beruf fortgerissen, um uns in die algerischen Berge zu verschleppen, wo keine Kunde mehr über uns in die Welt dringen konnte. Sechs Tage lang hatte man uns gehetzt und beschimpft, uns der Wuth einer empörten Volksmenge preisgegeben, bis wir endlich in der Einsamkeit von Sebdu anlangten. Wir waren etwa 300 an der Zahl, die gesammte deutsche Kolonie der französischen Zone von Marokko. Nichts war zu unserer Unterbringung vorbereitet worden. Das Militärlager von Sebdu, seit zwei Jahren verlassen, starrte von Schmutz und Unordnung. Es war unsere Aufgabe, zunächst hier Ordnung und Sauberkeit zu schaffen. Wir waren in Baracken untergebracht, die nichts enthielten als unsere Strohsäcke und Decken, die dichtgedrängt nebeneinander lagen und uns zwei Monate als Lagerstatt dienten. Die Nächte waren kalt, wir konnten vor Kälte oft nicht schlafen, aber erst im Monat Oktober wurden uns Bettstellen gewährt, die unsere Herren selbst anfertigen mußten aus Baumstämmen, die sie mit eigener Hand im Walde gefällt und auf ihren Schultern heimgetragen hatten. Im November wurde die Kälte unerträglich. Das Thermometer fiel in den Nächten auf 7 Grad unter Null, unsere Glieder erfroren, die Erwärmungen hörten nicht auf, von Heizen war noch immer nicht die Rede. Die Baracken durften nicht verschlossen werden, und keinen Augenblick waren wir vor den französischen Sergeanten sicher, die ohne anzuklopfen in unsere Behausungen eintraten zu jeder Tages- und Nachtzeit. Was wir Frauen an unwürdiger Behandlung in diesen Monaten erduldet haben, ist nicht zu beschreiben, und meine Hand zittert leise, da sie sich anschickt, noch einmal diese trüben Stunden auf dem Papier, das vor mir gebreitet liegt, festzuhalten. Unsere Nahrung war schlecht. Unser Geld war uns bis auf 200 Franken beim Eintreffen in Sebdu als Kriegskonterbande abgenommen worden. Auch unsere Koffer wurden einer eingehenden Visitation unterzogen, und zwar in der Weise, daß wir selbst der Untersuchung nicht beiwohnen durften. Wir begriffen dieses System in dem Augenblick, als wir unser Gepäck zurückbekamen; kaum einer war unter uns, dem nicht Geld, Schmucksachen, ja selbst werthvolle Kleidungsstücke fehlten. Am schwersten litten unsere Kranken. Wir hatten einen deutschen Arzt in unserer Mitte, dem jedoch die Ausübung seines Berufes bei Gefängnißstrafe untersagt war. Die ärztliche Thätigkeit lag in den Händen eines französischen Militärunterarztes, dessen Unerfahrenheit und Gewissenlosigkeit jenseit jeder Beurtheilung liegen. Die Schwerkranken, die nicht 40 Grad Fieber aufzuweisen hatten, mußten auf ihren Strohlagern in den Baracken bleiben; wir haben es erlebt, daß ein junger Mann, Mitglied des Konsulats in Casablanca, der wochenlang am Typhus lag, erst ins Hospital überführt wurde, als seine Temperatur diese Höhe erreicht hatte. Er ist dort nach kurzer Zeit ein Opfer der Sebdu-Gefangenschaft geworden. Fünf Opfer haben diese menschenunwürdigen Zustände bisher von unserer Kolonie gefordert. Die Unsauberkeit, die im Hospital herrschte, spottet jeder Beschreibung. Drei unserer Kinder sind im Hospital geboren, und obwohl eine Rothe Kreuz-Schwester und mehrere Damen, die Krankenpflegerinnen-Kurse durchgemacht hatten, unter uns weilten, wurde es ihnen nicht gestattet, dem Arzt bei der Entbindung zur Hand zu gehen. Die Damen, darunter die Tochter eines höheren preußischen Offiziers, sind von den widerwärtigen Kreaturen, denen man kaum das Attribut von Krankenpflegerin zuertheilen kann, gepflegt, oder besser gesagt, vernachlässigt worden. Nach 14 Tagen wurden sie aus dem Hospital entlassen und durften auf ihr Strohlager zurückkehren. Im ersten Monat unseres Hierseins waren wir von der Außenwelt buchstäblich abgeschnitten. Zu unsern Angehörigen in Deutschland drang keine Kunde über unsern Verbleib. Briefe, die wir in die Heimath schrieben, wurden nicht befördert; wir haben beim Reinigen des Lagers hinter einer der Baracken unsere eigenen Briefe, denen die Marken abgenommen waren, wiedergefunden. Unsere Korrespondenz mit der Heimath gestaltete sich später ziemlich regelmäßig. Anfang November wurde aber plötzlich jede Korrespondenz wieder unterbunden. Am Tag vor der Abreise von Frauen und Kindern wurde uns die Post der letzten fünf Wochen ausgehändigt. Doch kann eine Sperrung jeden Augenblick wieder eintreten, ist überhaupt wahrscheinlich bereits erfolgt, da Telegramme mit bezahlter Antwort, die von Zürich aus dorthin gesandt worden sind, keine Beantwortung gefunden haben. Wir konnten von Sebdu aus keine Aenderung herbeiführen, da wir dort völlig rechts- und machtlos dastehen. Unsere Vertretung lag in den Händen des amerikanischen Konsularagenten von Oran, der unsere Angelegenheit vernachlässigte. Unsern Konsuln war es nicht gestattet, persönlich mit dem Amerikaner in Verbindung zu treten; er selbst hat sie bei einem Besuch in Sebdu abgelehnt. Nur ein geringer Bruchtheil der Briefe, die dem amerikanischen Konsulat von uns zur Weiterbeförderung an unsere Angehörigen übergeben worden sind, ist jemals in deren Hände gelangt."

Das auflebende Mülhausen.

Aus Mülhausen wird gemeldet: Die elsäßische Textilindustrie, die im Anfang sehr infolge der kriegerischen Operationen darnieder lag, ist, soweit ihre Betriebe nicht im direkten Operationsgebiet liegen, zur Zeit gut beschäftigt. Mit Rücksicht auf die vielen tausend Arbeiter und Arbeiterinnen, die unbeschäftigt waren, sind den meisten Fabriken große Heereslieferungen zu Theil geworden. Die Arbeiterschaft der Fabriken muß daher sogar theilweise mit Ueberstunden arbeiten. Die Stühle sind in den meisten Fabriken auf Aeroplan-, Zelt- und Brotbeutelstoffe eingestellt. Nur einige große Werke fabriziren Bekleidungsstoffe für das Heer. Die Inanspruchnahme der öffentlichen Kassen durch die Bevölkerung der arbeitenden Kreise hat daher in der letzten Zeit dank dieser Fürsorge wesentlich nachgelassen.

* * *

Geschmacklosigkeit.

Die „Tägl. Rundschau" schreibt: In den Straßen Berlins hatten sich Händler anfangs damit begnügt, an Gummibändchen auf- und abhüpfende Puppen in französischen, englischen und russischen Uniformen zum Verkauf anzubieten oder aufziehbare, die alsdann Kopf stehen und Purzelbäume schlagen. Man konnte sich da schon fragen, ob dies grade geschmackvoll sei. Als grober Unfug muß es aber bezeichnet werden, daß solche Figuren jetzt auch in feldgrauer deutscher Uniform erscheinen. Spielzeuge, die deutsches Militär zum Gegenstande haben, sollen in den Kindern Lust und Liebe zum Soldatenleben wecken, nicht aber den Soldaten als Hampelmann der Lächerlichkeit preisgeben. Die Polizei sollte auf Grund des groben Unfug-Paragraphen derartigen Händlern das Handwerk legen.

* * *

Kaiserin an die Kriegervereine.

Dem Vorstand des Deutschen Kriegerbundes und des Preußischen Landeskriegerverbandes ist folgendes Schreiben der Kaiserin zugegangen: „Ich habe die mir vom Vorstande des Deutschen Kriegerbundes und des Preußischen Landeskriegerverbandes zum neuen Jahre Namens der alten Soldaten und deren Familien sowie der Kinder der Kriegerwaisenhäuser dargebrachten Segenswünsche mit herzlichem Dank entgegengenommen. Ich bin dessen gewiß, daß unsere tapferen Krieger es ihren Vätern gleichthun, die Feinde überwinden und dem Vaterlande einen Frieden erringen werden, dessen Segnungen wir uns mit Dank gegen Gott auf lange Zeit erfreuen können.

Auguste Viktoria, I. R."

* * *

Das wiederaufblühende Maubeuge.

Ueber das Leben in dem von den Deutschen besetzten Maubeuge meldet das Pariser Memorial d'Anvers:

Durch die vor dem Fall der Festung erfolgte Beschießung haben einige Stadttheile zwar gelitten, doch wird bereits wieder am Aufbau der zerstörten Häuser gearbeitet. Das Leben ist fast dasselbe wie in Friedenszeiten, Fleisch ist im Ueberfluß vorhanden, ebenso andere Nahrungsmittel, nur das Brot ist theuer geworden, da alles Mehl von den deutschen Militärbehörden beschlagnahmt worden ist. Gemüse und Früchte fehlen nicht, ebenso wenig Butter, Eier und Milch, die aus den Dörfern in Belgien geliefert werden. Kohlen sind reichlich vorhanden, so daß alle Fabriken den Betrieb wieder aufgenommen haben. Die Beziehungen der Einwohner zu den Deutschen sind durchweg gut, da die Deutschen ihre anfängliche mißtrauische Haltung aufgegeben haben und sehr umgänglich geworden sind.

* * *

„Keinen Tropfen im Becher mehr", entschied der Zar und erließ das Alkoholverbot in Rußland.

* * *

„Der Wahrheit die Ehre!", entschied der Zensor, da schickte er neue Lügenmeldungen in die Welt.

Lobeshymne eines Briten.

Krupp und Essen.

„Das Können Krupp's ist unbegrenzt", schreibt der Engländer.

Ein Sonderberichterstatter der „Daily Mail", der mehrere Tage in Essen (er nennt es das Hauptquartier Krupps) und in anderen Orten des rheinisch-westfälischen Industriebezirks weilte, berichtet, daß in Essen, Düsseldorf, Mülheim, Dortmund, Bochum und Duisburg von Arbeitslosigkeit wenig zu sehen sei. Im Gegentheil wäre dort alles voller Leben und es herrsche eine Thätigkeit wie nie zuvor. Alles sei mit Regierungsaufträgen beschäftigt. Krupp arbeite Tag und Nacht, Sonntags und an Feiertagen, und die Herstellung von Geschützen und Geschossen sei die größte seit Gründung der Fabrik.

„Hier ist die Stadt, wo wir das Material anfertigen, mit dem wir die ganze Welt in Stücke sprengen können," so sagte mir stolz ein Essener Bürger, mein Gefährte auf einem Abendspaziergang um die Krupp'schen Werke. Ich war mit dem Abendzuge angekommen und machte vor dem Schlafengehen noch einen Rundgang. Ich war erstaunt, wirklich. Denn der Eindruck der Krupp'schen Werke bei Nacht ist etwas wunderbar Großartiges. Ich meine den äußeren Eindruck, denn an eine innere Besichtigung der Fabrik, schon schwer genug in Friedenszeiten, ist in Kriegszeiten überhaupt nicht zu denken. Essen war neu für mich. Es hat sich mit Riesenschritten in eine große Stadt von 500,000 Einwohnern umgewandelt und ein Fremder kennt sich dort nicht aus. Und doch war es die leichteste Sache der Welt, Krupp zu finden. Man brauchte seine Schritte nur einem geisterhaften Panorama am Himmelsgewölbe zuzuwenden, einer Gluth in der Ferne, so wie das Licht einer hellerleuchteten Stadt die Dunkelheit durchbricht, wenn ein Zug sich ihr plötzlich nähert. Wenn man näher kommt, bemerken es nicht allein die Augen, sondern auch das Gehör erzählt einem, daß Deutschlands größter Waffenplatz mit ungewohntem Leben gefüllt ist. Das Krachen und Rasseln von mächtigen Dampfhämmern und riesenhaften Amboßen, die Feuersäulen aus den keuchenden Hochöfen, das Rollen der Eisenbahnen, die Rohmaterial hinein und fertige Waaren hinausschaffen, Schornsteine von schwindelnder Höhe, gewaltige Rauchsäulen ausblasend, alles scheint einen aus dem friedlichen Ruhrthal in das Reich Vulkans und Thors versetzen zu wollen. Die ganze Luft athmet Eisen und Kraft. Man kommt sich vor, als befinde man sich mitten in einem Artilleriekampf. Man ist sich keinen Augenblick im Zweifel, daß diese unzähligen Hände, die dort hinter den sorgsam bewachten Mauern thätig sind, ebensolche Lebensfaktoren für den Krieg sind wie die fünf Millionen Mannen in der Feuerlinie.

Essen bei Nacht erfüllt einen mit dem Gedanken der unerschöpflichen Hilfsmittel des Kaisers zur Kriegführung. Doch will ich damit nicht sagen, daß seine Hilfsmittel thatsächlich unerschöpflich sind. Ich will nur ausdrücken, daß diese lodernden Flammen und dieses Keuchen einen auf solche Gedanken bringt. „Denn man muß sich Sheffield und Newcastle-on-Tyne und Barrow in Furneß zusammen dereinigt denken, um sich Essen lebendig vorzustellen in diesen 42-Zentimeter-Zeiten.

Das Kaiserreich hat seine Soldaten, Essen hat seine Panzerplatten, seine Torpedos, seine Geschosse, seine Geschütze. Und diese vereint, müssen siegen." Das ist der Geist der Kruppstadt. Sie wissen in Essen, daß die englischen Flieger, die die Zeppelinhalle in Düsseldorf zerstörten (da ist der Herr Sonderberichterstatter bekanntlich im Irrthum), sich auch nach einem Besuch der Krupp'schen Werke sehnen. Aber sie regen sich nicht darüber auf. Sie zeigen auf die Soldaten, die jeden Zugang zu den Werken bewachen, und sagen, daß Abwehrgeschütze, die besten, die Krupp anfertigen kann, die besten der Welt, bereit sind, um jeden Luftangriff auf dieses Werk abzuschlagen, das mehr als andere der Lebensnerv des Vaterlandes ist. „Das Können Krupps ist unbegrenzt." Das ist eine beliebte Redensart in Essen. „Aber Kupfer" fragst du dann. „Sie haben riesige Lager zur Verfügung und brauchen für die Zukunft nichts zu fürchten. Der Name Krupp bedeutet in Essen Allmacht, und Andeutungen, daß Mangel an Rohstoffen die großen Werke einst lahm legen können, werden von den Essenern mit einem ungläubigen Lächeln aufgenommen."

Hindenburg-Thurm an der Weichsel.

Die erste deutsche Stadt hat sich schon für einen Hindenburg-Thurm gemeldet, und nun thut es auch der erste deutsche Architekt, Josef Konert in Berlin-Halensee. Er hat einen solchen Entwurf geschaffen. Der Thurm soll zur Erinnerung an die großen Hindenburg-Siege an einem bevorzugten Punkte an der Weichsel errichtet werden. Das Aeußere des Thurmes soll in schlichten, aber wuchtigen Formen aus der Deutsch-Ordensritterzeit in heimischem Material (Backstein in Klosterformat) gehalten werden. Als Abschluß ist, oben ein Feuerbecken vorgesehen, um am Abend der großen Siegesgedenktage mächtige Freudenfeuer zu entzünden, die weit in die ostdeutschen Lande leuchten werden. Im Innern des Thurmes soll eine Büste Hindenburgs zur Aufstellung gelangen.

* * *

— Die ersten Geschützkugeln aus Eisen wurden zuerst in Florenz 1326 gefertigt.

Kriegsbeute bei Limanowa.